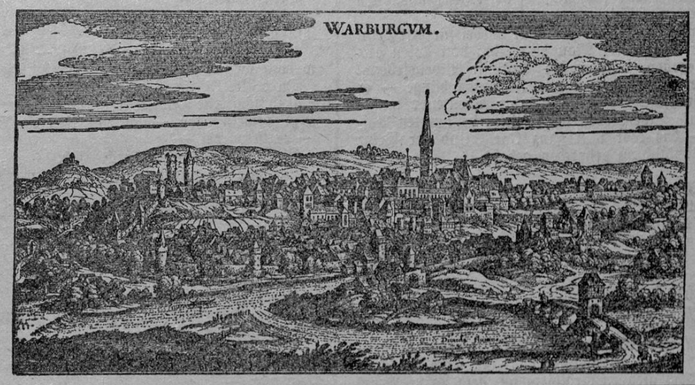
Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.



Nr. 94 — 3. Dezember 1927 — 2. Jahrgang

Um den Hagen und die Wälle zu Borgentreich.

(Stimme eines heimatliebenden Borgentreichers aus dem Industriegebiet).

Manchen in der Fremde lebenden Borgentreichern war während der Zeit vor dem Kriege in der Unrast des Erwerbs- und Großstadtlebens der Heimatsinn und die Anteilnahme an den Sorgen und Freuden seiner Vaterstadt allmählich abhanden gekommen. Nur lose noch waren leider vielfach die Verbindungen zwischen ihnen und dem elterlichen Hause. Die Beziehungen zu den Schulfreunden und sonstigen Bekannten erkalteten bald vollends. Die kommunalen Belange der Heimatgemeinde berührten die Borgentreicher in der Fremde kaum noch. Allzuoft waren es nur die wichtigsten Ereignisse in den Familien der nächsten Angehörigen, wie Taufe, Hochzeit und Tod, die das Interesse an dem Ergehen des Einzelnen, mitunter dann auch an den Geschicken der Allgemeinheit für kurze Zeit wieder aufflackern ließen. Dies wurde mit einem Male anders als die materiellen Nöte der Kriegs- und Nachkriegsjahre, besonders den im Industriegebiet ansässig gewordenen Borgentreichern, die Vorzüge ihrer ländlichen Heimat wieder wach riefen. Gewiß waren es im großen und ganzen zumeist nur rein reale Erwägungen, die den Kontakt zwischen Fremde und Heimat wiederherstellten. Die sich dabei herausbildenden Wechselbeziehungen, welche hoffentlich infolge der verbesserten Verkehrsmöglichkeiten von Dauer sein werden, sind allein aus allgemein volklichen Gründen schon sehr erwünscht und besonders auch deshalb zu begrüßen, weil vielleicht dadurch der Heimatgedanke der Abgewanderten und deren Anteilnahme an den ideellen Bestrebungen der Heimatbevölkerung eine Belebung erfahren wird.

Freudige aber auch wehmütige Gefühle beschleichen jedesmal wohl denjenigen, der Borgentreich seine Vaterstadt nennen darf und der sich ein Herz für die alte Heimat bewahrt hat, wenn er in gewissen Zeitabständen den Ort seiner Kindheit wieder betritt.

Es soll hier nun zunächst nicht der erfreulichen Erscheinungen, die sicherlich vorhanden sind, Erwähnung getan werden, sondern der Zweck dieses Referats ist, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf die zunehmende Nivellierung der Wälle und Gräben des Hagens zu lenken, der als lebendiger Kranz, Gott Dank, heute noch unsere Vaterstadt zum Teil umgibt. — Wie lange wohl noch? — Ist es nicht außerordentlich betrüblich, wenn von Jahr zu Jahr immer wieder die schmerzliche Feststellung gemacht werden kann, daß bald da, bald dort ein Stück herausgeschnitten wurde aus dem Körper des Hagens, der das Wahrzeichen und die Zierde Borgentreichs bildet. Die Gleichgültigkeit mit der der größte Teil der Einwohnerschaft diese Verwüstungen hinnimmt, kann eine ausreichende Erklärung nur in dem Umstand finden, daß die tiefere Erkenntnis dessen, worum es sich hier handelt, noch nicht Allgemeingut der Bevölkerung unseres Heimatortes geworden ist. Es soll darum kurz einiges über die Entstehungsgeschichte des Hagens, seine Bedeutung für die Gegenwart und namentlich auch für die Zukunft gesorgt werden.

Nach den „Geschichtlichen Nachrichten über Stadt und Pfarrei Borgentreich" von Cl. Brilon war Borgentreich ehemals die 4. Hauptstadt des Hochstifts Paderborn und erhielt im Jahre 1280 Stadtrechte. Der damalige Landesherr ließ die Stadt befestigen. Im weiteren Umkreis um die „Borg", die schon lange bestand, wurde eine 6 Meter hohe und etwa 1,20 Meter dicke Mauer mit Türmen und Toren errichtet. Diese wiederum wurde mit dreifachen, stellenweise sogar mit vierfachen Wällen und Wallgräben umgeben. Die Wälle wurden mit Bäumen und dornigen Buschwerk bepflanzt. In den wassergefüllten Gräben wurde, wie aus alten, heute noch vorhandenen Aufzeichnungen hervorgeht, mit Erfolg Fischzucht betrieben.

In den damaligen unruhigen Zeitläuften waren viele Städte und Siedlungen mehr oder weniger stark befestigt. Jedoch nur in einigen von ihnen haben sich die Verteidigungsanlagen ganz oder zum Teil bis auf die Jetztzeit erhalten. Zu diesen wenigen gehört für Westfalen vor allem die Stadt Borgentreich. Zwar wurden auch hier nach dem großen Brande im Jahre 1806 die Steine der Mauer beim Wiederaufbau der Häuser und Wirtschaftsgebäude benutzt und nur einer der massigen Festungstürme entging dem Zerstörungswerk. Als stummer Zeuge vergangener Notzeiten ragt er, Achtung und pietätvolles Gedenken heischend, in die Gegenwart hinein.

Die Umwaldungen mitsamt ihrem schönen, hohen Baumbestand blieben bis vor wenigen Jahren dank der verständnisvollen Einsicht unserer neueren Vorfahren fast vollkommen unverändert. — Und wie mißhandelt die heutige Generation diesen unseren Hagen, um den man Borgentreich vielerorts beneidet. „Nur weiter so noch einige zehn Jahre" ist man versucht mit bitterer Ironie zu sagen „dann ist die letzte Eigenart unserer Heimatstadt, der herrliche Hagen für immer dahin." — Gegen Ende der 80. Jahre weilte der Regierungspräsident aus Minden gelegentlich in Borgentreich. Der Herr zeigte sich erstaunt und sehr erfreut über die guterhaltenen Wälle und den im frischen Grün prangenden Bäumen darauf. Als er mit Händedruck dann von den Stadträten sich verabschiedete bat er wiederholt und dringend: „Pflegen und schonen Sie Ihren Hagen, so etwas Schönes finden Sie in Westfalen nicht mehr."

In der leider so baumarmen und waldlosen Borgentreicher Ebene sollte allein aus hygienischen Gründen schon jeder Baum ein Heiligtum bedeuten. Der grünende Hagen, der so romantisch das Ackerstädtchen, in dem ungezählte Dungstätten die Luftbeschaffenheit beeinträchtigen, umrahmt, ist der einzige Sauerstoffspender und für die Gesundheit der Bürgerschaft von unberechenbaren Wert.

Nur der Waldmangel der Borgentreicher Gegend ist mit Sicherheit hauptschuld daran, daß hier die Tuberkulose immer noch so viele Opfer fordert, wenn auch schlechte Grundwasserverhältnisse und andere Einflüsse das Ihrige dazu tun. Darum darf kein Baum mehr in der Umgebung Borgentreichs gefällt werden.

Aus volksgesundheitlichen Erwägungen heraus machte es der Siedlungsverband für den Ruhrkohlenbezirk von seiner Genehmigung abhängig im Bereich seiner Zuständigkeit auch nur einen einzigen Baum zu entfernen. Sollen sich erst die Sünden der Väter an den Kindern rächen?

Auch ästhetische Gründe ließen sich anführen, die sogar die Forderung einer Wiedergutmachung der bereits angerichteten Verhunzungen des Hagens rechtfertigen würden. — Der Geist der heutigen Zeit hält es mit dem Uhu in „Dreizehnlinden":

„Laß das Klimpern, laß das Leiern
Wer erfreut sich solches Schalles?
Beßres Klingen, bestes Klingen
Ist das Klingen des Metalles." —

Bedauerlicherweise findet man hier so wenig Verständnis für die Begriffe Heimatliebe, Heimatschutz und Heimatpflege. Hätten manche Städte des Industriegebietes nur einen Teil unseres Hagens. Wie würden sie ihn erhalten und pflegen, um Pensionäre u. a. seßhaft zu machen zum Nutzen des Stadtsteuersäckels Wohlan denn Ihr Borgentreicher! Wer möchte angesichts der ungeahnten, immer schneller fortschreitenden Entwicklung der Technik u. d. Verkehrswesens die Behauptung aufstellen, daß unsere Vaterstadt nach 50 oder nach 100 Jahren noch das alte verträumte, sich selbstgenügende Landstädtchen sei? Darum! wollt Ihr dereinst bestehen können vor Euren Kindern u. Enkeln, dann rettet den Hagen und die Wälle.

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(12. Fortsetzung) — Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. — (Nachdruck verboten)

Man verplauderte sich ein bißchen. Lippschütz wunderte sich sichtlich, daß der Baron schon wieder von den Ferien genug hatte, dieser ließ sich natürlich auf keine Indiskretionen ein. Da tauchte der Prinz auf.

„Ach — Kamerad Lippschütz auch da?"

Der klärte in kurzen Worten das Zusammentreffen auf.

„Ja — ich fahre mit dem Baron gleich mit. Habe nun lange genug ausgespannt. Wir hatten uns gestern verabredet. Dem guten Alvensleben wird die Sache hier auch langweilig."

Lippschütz fragte sich: Warum sagte Alvensleben vorhin nichts davon? Ihm kam diese gemeinsame, plötzliche Abreise denn doch kurios vor.

Es war nicht mehr viel Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Die Herren mußten auf den Perron. Lippschütz, von dem Prinzen eingeladen, begleitete sie. Gerade fuhr auch der Zug ein. Alvensleben suchte nach dem Kupee erster Klasse. Der Gepäckträger verstaute die Koffer.

Eine Weile stand man noch auf dem Bahnsteig — redete gleichgültige Worte. Dann verabschiedete sich der Prinz von Lippschütz. Es war Zeit, einzusteigen. Alvensleben kletterte hinterher.

Noch einige Worte vom Fenster aus. —

Da lief eine Mädchengestalt durch die Sperre — blickte suchend über den Bahnsteig.

Anita!

Einen Strauß Blumen aus Frau Wielandts Garten in der Hand. Die Sehnsucht hatte sie im letzten Augenblick noch hergetrieben. Sie hatte sich von Frau Haller eine Stunde Urlaub geben lassen — um den Geliebten doch noch eine letzte Freude machen zu können.

Der Prinz sah sie von weitem.

Herrgott — das hatte er nicht erwartet. Eine heiße Freude ließ sein Herz schneller schlagen, aber gleichzeitig wurde ihm beklommen zumute.

Da hatte auch sie ihn erspäht.

Mit heißen Wangen eilte sie näher.

„Ferdi —"

Lippschütz hatte sich umgedreht. Auch er erkannte sie sofort

Der Prinz streckte die Hand heraus.

„Anita — du solltest doch nicht —"

„Ich hielt's nicht aus, Ferdi. Hier — pflege sie gut —"

Sie reichte ihm lachend den Strauß hin, den er an sich riß.

„Du Liebe —"

Da setzte sich der Zug in Bewegung. Anita lief noch eine kurze Strecke mit. Glücklich, noch zur rechten Zeit gekommen zu sein.

Der Prinz beugte sich weit aus dem Fenster.

Winkte ihr zu.

Dann ließ er sich, da kaum noch etwas von dem Bahnhof zu sehen war, in die Polster fallen. Alvensleben lächelte.

„Das war wohl — eine Ueberraschung, Prinz?"

Der straffte sich.

„Ja. Es war nicht verabredet. Aber nun — war es doch gut so. Es war eine letzte Freude." —

Als Anita sich umwandte, bemerkte sie Lippschütz. Und nun erst wurde es ihr eigentlich bewußt, daß dieser — dessen Gesicht ihr von der einmaligen Begegnung vor dem Theater wohlbekannt war — auch vor dem Kupee gestanden und als der Zug anrückte, eine tiefe Verbeugung gemacht hatte. „Ferdi" hatte — dessen entsann sie sich — ja gesagt, er wäre ein Studienfreund von ihm.

„Ja — nun ist er weg —," sagte Lippschütz zu ihr, ihren fragenden Blick bemerkend. Er zog höflich den Hut.

Sie lächelte.

„Ach — Sie sind ja ein guter Freund von Ferdi, nicht wahr?" sagte sie unbefangen.

„Gestatten: von Lippschütz. Guter Freund ist ein bißchen zu viel gesagt, gnädiges Fräulein. Sagen wir: Ein guter Kriegskomerad des Prinzen."

Anita blickte verwundert.

„Wie? Des Prinzen?"

„Nun ja — seiner Durchlaucht, entschuldigen Sie —"

„Sie scherzen wohl, Herr —"

Sie suchte nach dem Namen.

„Von Lippschütz, Gnädigste. Aber nein — warum? Das Inkognito aufrechtzuerhalten, ist mir gegenüber ja nicht nötig. Ich kenne den Prinzen zu gut —"

Anita wollte lachen. Aber es gelang ihr nicht. Sie fühlte plötzlich ein Zittern in den Füßen.

„Was — sagen Sie da —?"

Lippschütz biß sich auf die Lippen. Mein Gott, wußte sie denn wirklich nicht, wer ihr Freund war? Das war doch kaum anzunehmen. Sie sah ja ganz versteinert aus. Da hatte er vielleicht was Schönes angerichtet.

Ach — Dummheit! Die Episode war vorbei für den Prinzen. Das war doch klar. Man hatte ihm von Wien aus einen Wink gegeben. Daher die Ankunft Alvensiebens! Lippschütz erriet mit einemmal alle Zusammenhänge — er kannte doch die Hofluft. Jedes galante Abenteuer mußte ein Ende haben! Alvensleben hatte seinen bestimmten Auftrag gehabt — das war nun ganz klar. Und der Prinz hatte selbstverständlich zu gehorchen gehabt.

Vorbei!

„Gestatten Sie, Gnädigste, daß ich Sie ein Stück begleite? Ist Ihnen nicht wohl?"

Da riß sich Anita zusammen.

„Doch. — Ja, ich bitte Sie, mir zu sagen — nicht hier, kommen Sie. Man wird schon aufmerksam. Ich will doch wissen —"

Sie verließen den Bahnhof.

Schlugen eine Seitenstraße ein, die um die Stadt herumging.

„Sie sind ein Studienfreund von Ferdi, nicht wahr?"

„Verzeihung — ein Kriegskamerad. Ich sagte es schon. Wir gehörten dem gleichen Regiment an, dem Prinz Branzell durch seine Zugehörigkeit besonderen Glanz gab —"

Anita preßte die Hände gegen das ungebärtige Herz.

„Prinz Branzell, sagen Sie! Herrgott — das ist doch nicht wahr! Er ist Arzt! Er ist doch kein Prinz!"

Da begriff Lippschütz, daß sie wirklich nichts wußte. Ratlosigkeit war in ihm. Nun ja — der Prinz hatte für dieses Abenteuer die „Durchlaucht" abgelegt — natürlich. War zu verstehen. Und nun — war für ihn das Abenteuer vorbei. Das Mädel hätte nie wieder was von ihm gehört. Zu dumm, daß er gerade dabei sein mußte. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als Aufklärung zu geben. Du lieber Gott — sie würde Augen machen, wenn sie nun erfuhr, wer ihr Liebster gewesen war.

Allerliebst sah sie ja aus. Kein Wunder, wenn der Prinz sich da nicht so leicht trennen konnte.

„Ja. Gnädigste — es ist mir unendlich peinlich — aber —"

„Reden Sie, reden Sie!"

„Ihr — Ihr Freund ist wirklich Prinz Branzell. Karl Ferdinand Branzell, der einzige Sohn des Erzherzogs Karl August Branzell zu Wien. Sie können es mir glauben — wir waren vor fünf, sechs Wochen gemeinsam auf dem Verlobungsfest der Prinzessin Ethel von Bassenried-Coburg, das, wie Ihnen wohl noch bekannt sein wird, im Hotel „Zur Krone" gefeiert wurde."

„Herrgott —!"

Anita entsann sich plötzlich der Szene von damals: Das vorfahrende Auto bei Frau Haller — gegen Abend — „Ferdi", in Eile, auf die Reparatur des Fracks wartend —. Aber dann war ja doch alles — Lüge!

„Er ist Arzt — erzählte er —"

„Er hat studiert — das ist richtig. Hat wohl auch eine Klinik in Wien, soviel ich weiß —, aber deshalb ist er doch Prinz Branzell! Und — ein Kurier aus Wien hat ihn nun offenbar geholt — der Herr, der neben ihm im Kupee stand. Ein Baron von Alvensleben —"

Anita war es, als verhüllten graue Nebel ihr den Blick.

Sie — die Geliebte eines Prinzen! Ein — Fürstenliebchen! Nichts weiter! Es — konnte doch nicht wahr sein! Dann waren ja auch alle Zukunftshoffnungen nur — ein Lüge gewesen.

Sie krallte sich an Lippschütz — aufgerührt im Innersten.

„Wer — wer sind Sie?"

„Freiherr von Lippschütz — Hofchef des Großherzogs —"

Anita sah in dem grauen Nebelgewirr das Wappen, ihr wohl bekannt, das damals die Karosserie des Autos schmückte, das vor dem Theater hielt.

„Und — die Dame, mit der Sie — damals im Theater waren?"

„Die Großherzogin!"

Eine tiefe Traurigkeit, ein herzliches Mitleid wallte plötzlich in ihm auf. Dieses Mädchen — war kein Amüsiermädel! Sie war — ins Herz getroffen. Sie hatte geliebt — in unendlichem Vertrauen.

„Sie müssen nicht weinen —," murmelte er. „Nein — Sie müssen ruhig sein. Der Prinz — ist wohl leichtsinnig gewesen — aber er wollte Sie gewiß nicht kränken. Sein Herz ist ehrlich. Denken Sie mit verzeihender Liebe an ihn. Vielleicht — ist auch er nicht der wirklich Schuldige."

Anita hörte ihn kaum.

Nur ein Gedanke war in ihr und zerriß ihr das Herz: Prinzenliebchen!

„Ich habe — nichts gewußt —," flüsterte sie. „Ich habe ihm alles geglaubt —"

„Man muß so vieles verzeihen — so vieles. — Und — warum wollen Sie ihn verurteilen? Vielleicht —"

Da blickte sie ihn groß an.

Und schüttelte den Kopf.

„Ich weiß schon — ich war ihm ein Sommerglück. Und — es ist vorbei —"

Ihre schlanke Gestalt reckte sich.

Der alte Stolz lebte noch in ihr — wurde wach und machte sie herbe und frei.

„Ich — danke Ihnen — daß Sie mir das alles gesagt haben —"

Nein, der Fremde sollte sie nicht länger in ihrer Qual sehen Das — mußte sie allein mit sich abmachen. Und — die Tante?

Ihre Stimme schwankte.

„Nun lassen Sie mich — allein gehen. Ich — ich bin schon wieder — stark —"

Sie nickte ihm nur zu. Und ging davon. Mit eiligen Schritten, in denen eine verzweifelte Sehnsucht nach Alleinsein war. —

13.

Anitas Augen hatten den Glanz verloren.

Still ging sie im Hause herum — und Frau Wielandt wagte keinen Trost. Das war etwas, mit dem jedes Menschenherz allein fertig werden mußte. Erst mußte der erste Schmerz vernarben. Auch sie war ja fassungslos gewesen, als sie erfuhr, wer dieser Ferdi Branzell in Wirklichkeit war.

Im ersten Zorn hatte sie eine Drohung gegen ihn ausgestoßen. Dann aber waren mildere Gedanken gekommen.

Nein — ein schlechter Mensch konnte er nicht sein. Dem widersprach das Gepräge seiner ganzen Persönlichkeit. Sein Wesen war offen und herzlich gewesen — und seine Liebe zu Anita ehrlich, ohne Trug und Falsch.

Nein schlecht war er gewiß nicht. Und daß er sein wahres Herkommen verleugnet hatte, man konnte es wohl verstehen — und vielleicht auch verzeihen. Seine Schuld war, daß er das Herz über die Vernunft hatte siegen lassen. Daß er Hoffnungen erweckt hatte, die er — er mußte das wissen — nie erfüllen konnte.

Ja — das war seine Schuld.

Denn daß er Anita als seine Frau heimführen konnte — war doch unmöglich. Frau Wielandt sah da vollkommen klar. Und — auch Anita wußte es. Diese Hoffnung war verflogen.

Nein — sie grollte ihm nicht. In manchen schlaflosen Nächten hatte sie über alles nachgedacht, und unter Schmerzen sich damit abgefunden, daß sie ein schönes Sommermärchen erlebt hatte.

Sie wollte es als heiliges Erlebnis in ihrem Herzen aufbewahren. Daß seine Liebe groß und rein zu ihr gewesen war — sie zweifelte nicht daran. Das war keine Lüge. Und daß er gewiß den guten, ehrlichen Willen gehabt hatte, ihr ein dauerndes Glück an seiner Seite zu schenken — auch das wollte sie glauben. Daß er ihrer auch in Wien gedachte — sein erster Brief bewies es. Er linderte den ersten, verzweifelten Schmerz. Aber sie hatte es nicht über sich zu bringen vermocht, ihm zu antworten. Er würde umsonst nach einem Brief fragen, den sie ihm unter der angegebenen Adresse — bei einer Frau Oberhuber am Kärtner Ring — schicken sollte. Nein, sie wollte — beinahe hätte sie es getan — ihm auch nicht mitteilen, daß sie nun wisse, wer er in Wirklichkeit sei.

Das alles — hatte keinen Zweck mehr.

Ein Prinz Branzell — und ein Nähmädchen — das konnte, das mußte immer nur eine Episode, ein Sommermärchen bleiben. Nichts weiter.

Er sollte ihretwegen keine Unannehmlichkeiten haben. Er war ein Teil seiner Familie. Er war kein freier Mensch.

(Fortsetzung folgt)

Der Landstreicher.

Skizze von Georg Persich

Wie schön war doch früher die Landstraße und wie schimpften die Menschen, wenn der Wind einmal ein bißchen Staub aufwirbelte und sie die Augen zukneifen mußten. Oder wenn in der Ferne ein Rock mit blanken Knöpfen auftauchte und man sicher sein konnte, auf dem geraden Strich der Straße von dem Luchsauge des Gendarmen schon bemerkt zu sein. Manchmal konnte man sich freilich noch in die Büsche schlagen und dem Gestrengen ausweichen. Aber heute radeln die Herren Gendarmen und sind sofort da. Und das bißchen Staub — — Himmel, jetzt ziehen die Autos die langen grauen Schweife hinter sich her.

Die Landstraße hat sich sehr verändert, wahrhaftig nicht zu ihrem Besten. Die Menschen, die daran wohnen, sind auch nicht mehr die alten. Längst nicht so gemütlich wie früher, kurz angebunden, haben sie keine Zeit, nicht einmal so viel, um einem armen Stromer einen Teller Suppe oder ein Stück Brot zu geben ...

Mißmutig schüttelte der alte Landstreicher den Kopf. Die Hofhunde, mit denen er schon immer seine Not gehabt hatte, schienen noch giftiger geworden zu sein.

Hatte ihm vorhin da drüben im Gehöft so ein struppiger Köter doch richtig in die Wade gebissen, und er konnte dem Hund nicht einmal mit dem Stock eins versetzen. Die Bäuerin war auf ihn losgefahren. Er solle sich fortscheren, sonst würde sie ihren Mann rufen.

Nun saß er hinter einem Strauch auf der anderen Seite der Landstraße. Die Bißwunde an der Wade blutete; auch quälten ihn Hunger und Durst. Drüben würden sie zu essen und zu trinken haben; selbst der Köter würde seine Mahlzeit bekommen. Der konnte in seine Hütte kriechen und hatte ein Dach überm Kopf, wenn das Schneegestöber, das sich da hinten zusammenballte, losbrach.

Es war eine Dummheit gewesen, wieder aus der Stadt fortzugehen, wo man in den Häusern so bequem betteln konnte und nachts schon irgendwo eine Schlafstätte fand. Die bedrückende Enge der Großstadt hatte ihn aber wieder auf die Landstraße getrieben.

Er hörte den Hund kläffen, sah ihn aus dem Tor des Gehöfts herausspringen. Jetzt einen Stein haben, einen schweren Stein, und auf das Biest werfen, daß es alle Viere von sich streckte.

Da war aber auch ein Kind, ein blondes, hübsches Kind. Und Kind und Hund liefen auf die Straße, jagten sich. Die hatten beide keine Sorgen, keine Schmerzen und keinen Hunger. Die konnten sich freuen!

Ein surrender, singender Ton. Zwischen den Pappeln der Chaussee eine Staubwolke hinter einem dunklen, vorwärts rasenden Punkt ... Ein Auto im Rennttempo. Sie hatten es alle so eilig auf den Landstraßen. Und dies, das gleich heran sein mußte, würde vielleicht den Köter überfahren. Dem geschah es recht, dem gönnte er es.

Doch das Kind — —? Das war ja auch mitten auf der Straße.

Er sprang auf ... Ein Knirschen vom scharfen Anziehen einer Vierradbremse. Der große Tourenwagen stellte sich schräg, wäre fast gegen einen der Bäume geprallt.

„Sind Sie verrückt geworden?" brüllte eine grobe Stimme in höchster Gereiztheit. „Einem direkt vor die Räder zu laufen! Was fällt Ihnen ein?"

„Entschuldigen Sie man", sagte der Landstreicher, der das Kind am Arme gepackt hatte und dicht neben dem Wagen stand, „wenn ich nicht zugesprungen wäre, hätten Sie das Kind überfahren."

„Was hat sich Ihr Kind auf der Straße herumzutreiben? Sollen wir deswegen Hals und Beine brechen?"

„Ihr Hals und Ihre Beine sind ja heil geblieben. Aber was nicht ist, kann noch werden, wenn Sie so weiter fahren."

„Es ist mein Kind!" Blaß vor Schreck griff die herbeigeeilte Bäuerin danach. „Mein Kind!" stammelte sie nochmals. Dann sah sie auf den Stromer und erkannte in ihm den Mann, dem sie vorhin die Tür gewiesen hatte.

„Kommen Sie mit!" sagte sie beschämt. — Und es lag ein so milder, herzlicher Klang in diesen Worten, wie er ihn lange nicht mehr vernommen hatte.

Wettermacher.

Von Dr. F. Wennerberg.

Man braucht kein Laubfrosch zu sein, um empfindungsgemäß auf Witterungsänderungen jeglicher Art in irgend einer Weise zu reagieren. Gewiß, der Bauer bestellt sein Feld bei Regen und Sonnenschein, und der Städter merkt im geschlossenen Arbeitsraum äußerlich nichts von den Unbilden des launischen Wettergottes; dennoch übt die jeweilige Witterung auf jeden Menschen einen mehr oder weniger erkennbaren Einfluß aus, Lust- oder Unlustgefühle weckend, von denen besonders die Arbeitskraft des geistig Schaffenden oft ihre entscheidenden Antriebe bzw. Hemmungen erhält. Trotz aller technischen Errungenschaften: wir sind nicht Herren über Wind und Wetter, nicht einmal imstande, mit unfehlbarer Sicherheit die Witterungslage von heute auf morgen genau im voraus zu bestimmen.

Der Wunsch, alle Elemente der Natur sich untertan zu machen, ist so alt wie die Menschheit selbst. Nachdem der Mensch erkannt hatte, „der rohen Kräfte sinnlos' Walten" nicht durch eigene Körperstärke meistern zu können, verfiel er auf den Ausweg, sich durch Religion, Magie und Mythos mit den göttlichen Naturgewalten ins Einvernehmen zu setzen. Durch geheimnisvolle Beschwörungsformeln zur Abwendung drohender Witterungsunbilden wie Blitz, Donner, Hagelschlag und Sturm erneuerte der Urmensch gewissermaßen seinen Garantievertrag mit allen göttlichen Mächten. Mithin war damals jedem Menschen auf diese einfältige Weise die Möglichkeit gegeben, sich die natürliche Ordnung aller Dinge kraft seines Paktes mit dem Himmel bis zu einem gewissen Grade individuell zu gestalten.

Mit zunehmender Erkenntnis wuchs dann naturgemäß auch das Verlangen, sich, gestützt auf Erfahrungen, verstandesmäßig mit dem Walten der Naturkräfte zu befassen. Aus diesem Keim entwickelte sich allmählich — zunächst rein empirisch — eine Art Wetterkunde (Bauernregeln, Schifferssprüche usw.), die sich erst im Laufe der letzten Jahrhunderte zu einer systematisch betriebenen Disziplin, der Meteorologie, entfaltete. Aber mögen nun Wissenschaft und Technik in unserer aufgeklärten Zeit noch so sehr alle Gebiete menschlichen Denkens und Wirkens mit ihren Strahlen durchdringen, so gibt es — selbst in zivilisierten Gegenden — noch Wetterabergläuben genug, vor allem in ländlichen Gebieten, wo der Zusammenhang zwischen Mensch und Natur noch nicht verloren gegangen ist. So schießt man beispielsweise auf Oeland noch heute mit altehrwürdigen Strandgeschützen auf Nebelschwaden, angeblich um sie dadurch zu zerstreuen. Die Vorstellung, durch Geschützdonner eine Aenderung des atmosphärischen Druckes herbeiführen zu können, ein im Kriege sogar ernsthaft erörtertes Problem, spukt noch heute teilweise in manchen Gegenden nach. Tatsache ist, daß vor einer Reihe von Jahren im südlichen England bei der britischen Admiralität ein von Bauern verfaßtes Gesuch einlief, in dem im Interesse der guten Ernte in diesem Landstrich eine Verlegung der Scharfschießmanöver der englischen Flotte ernsthaft gefordert wurde. Obwohl während des Krieges fast alle meteorologischen Stationen die damaligen Niederschlagsmengen als normal bezeichneten, gab es in manchen Ländern Tausende von Laien, die fest an einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Trommelfeuer und Niederschlägen glaubten und es vielleicht noch heute glauben. Mit einem eigenartigen Vorschlag beglückte übrigens der amerikanische „Regendoktor" David Starr Jordan seine Landsleute in regenarmen, dürren Siedlungsbezirken. Er gab ihnen einen glänzenden Tip, um reich zu werden. Also man schloß mit sämtlichen Farmern einfach einen Vertrag, der sie für jeden Millimeter Regen, der auf ihrem dürren Grund und Boden fiel, zu einer kleinen geldlichen Abgabe verpflichtete, wogegen man sich selbst bereit erklärte, auf übersinnliche Weise für Regen zu sorgen. Blieb der Regen aus, zahlte kein Farmer auch nur einen Cent. Dann aber schloß man einen Rückversicherungsvertrag mit der großen Firma Lloyd's gegen Trockenheit. Alles Weitere überließ man der gütigen Vorsehung. Jedenfalls verdiente man auf diese Weise Geld, einerlei, ob es regnete oder einem die Zunge vor Trockenheit fast zum Halse heraushing. Ein „genialer" Plan Jordans! Die amerikanischen Farmer lachten herzlich über ihn, aber es fand sich keiner, der ihn praktisch verwertete. Er war zu — schlau!